

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933**

30.7.1933 (No. 31)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 31



30. Juli 1933

## Gerda Kircher / Anfänge Neudeutscher Monumentalmalerei in der Romantik.

(Zu den Kartons und Wandbildern in der  
Badischen Kunsthalle.)

Als Kunsthochschule „Akademie“ (siehe daher auch die Akademie-  
straße) ist unsere Badische Kunsthalle entstanden. Lehre, Forschung  
und Studium der Kunst waren damals noch eins, die Werke der  
Vergangenheit waren als Lehrmeister der Zukunft gedacht. Der  
Mittelpunkt aller Kunstpflege Karlsruhes sollte dies Museum wer-  
den, und so kam es auch ganz natürlicherweise, daß die ersten Maler  
des Landes oder der Hauptstadt von dem Fürstenhaus zu seinen  
Hütern bestellt wurden.

Dieser weitgreifende Gedanke sprach sich vor allem in dem  
monumentalen Neubau aus, der von dem Führer der romantischen  
Baukunst Badens, dem Weinbrennerschüler Hübsch, 1836—1846 er-  
richtet wurde. Aber die großen Pläne für das sogenannte „Aka-  
demiegebäude“ waren auch bei der Innenausgestaltung maßgebend,  
ja noch mehr, der großfortschreitende Bau steigerte Ansprüche und  
Bedürfnisse, und seine Weiträumigkeit forderte neue Sammelaufgaben  
heraus. Es hat heute, da Hochziele und Ideale neudeutscher Monu-  
mental-kunst wieder vor uns auftauchen, besonderen Reiz in diese  
gleichgestimmte Vergangenheit und ihre weitschauenden, vaterländi-  
schen Pläne zurückzubilden. Denn alle Vergangenheit ist da, nicht  
nur, um überwunden zu werden, sondern in rechter Zeit zu neuem  
Leben aufzuerstehen.

Der Mittelpunkt des monumentalen Gedankens der Karlsruher  
„Kunsthalle“ — ein Name, den nicht die heutige Nachkriegszeit,  
sondern ihre Gründer geprägt haben —, sollte die Eingangshalle  
des Gebäudes sein. Dort sollten sich in einem festlichen und weiße-  
vollen Raume alle Künste schweifterlich die Hand reichen, und Baukunst,  
Malerei und Plastik wettschlagen, den Fremdling aus dem Bezirke des  
Alltags in die geweihten Bereiche der Kunst zu erheben.

Ein Preislied sollte angestimmt werden auf vaterländische  
Kunstgesinnung und Kunstpflege.

Denn das neue Gebäude war im romantischen Gedanken der  
Totalität aller Künste erdacht. Wir haben heute, wo wir die Samm-  
lung nur noch als Bilder-galerie betrachten, vergessen, daß die  
hohen und weiträumigen Säulensäle des Erdgeschosses nicht für Ge-  
mälde, sondern für Plastik bestimmt waren, und daß sie einst zur Auf-  
stellung der antiken Kunstwerke, die man in Gipsen, Wäsen und  
Bronzen besaß, dienten. Denn die Antike galt immer noch als das  
Fundament der bildenden Kunst — beneidenswerte Zeit, die Bildung  
noch über Vielwisserei und Besserwisserei stellte.

Erst im zweiten Geschoss begann das Bereich der Malerei und des  
Kupferstichkabinetts, das im heutigen Gang der Niederländer-  
kabinette eingerichtet war. Diese neue Gemäldesammlung war ja  
noch klein. Das Haus sollte erst gefüllt werden und war als Hei-  
matstätte neudeutscher Kunst gedacht, die schaffen zu  
können, man voll frohen Glaubens war. Die kostbare Niederländer-  
sammlung der kunstfertigen Markgräfin Karoline Luise war nicht  
Mittelpunkt, sondern nur wie ein wohlbehütetes Kleinod  
angeschlossen, die altdeutsche Sammlung, heute ein gewichtiger Teil  
unserer Galerie, hob sich erst dunkel vor dem damaligen Blick  
selbe ab.

Wir müssen uns diese Ideen der Gründungszeit unserer Galerie  
vor Augen halten, um vieles ihrer Bestände richtig und historisch  
würdigen zu können. Gar manche Werke aus dem reichen, zwischen-  
durch völlig verachteten Bestand unserer Sammlung, die in läden-  
loser Folge rheinisch-deutsche Kunstentwicklung des 19. Jahrhunderts  
zeigte, erklären sich zwanglos und einfach aus dieser ganz über-  
sehenen Grundeinstellung der Gründerjahre, die plante, diese Kunst-  
halle als einen Tempel einheimischer und zeitgenössischer Kunst zu  
errichten.

Somit finden wir auch zwanglos die Erklärung für die reich-  
haltige Kartonsammlung, wie für das große Schwindische Wandbild,  
die unser Museum beherbergt. Denn die deutsche Wandmalerei stand  
in der Romantikerzeit in hoher, heute fast vergessener Blüte. Mit  
großem, idealistischem Schwung hatten die Romantiker, ihnen voran  
die Nazarener Gruppe, dies alte Stiefkind deutscher Kunst auf-  
genommen und ihm neue Geltung zu verschaffen sich bestrebt. Zum  
erstenmal war in König Ludwig von Bayern dieser Kunstgattung  
ein fürstlicher Mäzen erstanden, wie ihn selbst die Dürerzeit nicht  
besaß. Nimmt es so Wunder, wenn am Anfang der Sammeltätigkeit  
unseres Museums der Erwerb der großen Romantikerkartons steht?  
Schon am 8. November 1837, eine Zeit, da die Kunsthalle noch mitten  
im Bau war, gab das erste Karlsruher Künstlerkomitee, das aus  
dem Maler- und Galeriedirektor C. Frommel, dem Münzrate Rachel,  
dem Baumeister Hübsch, dem Hofbeamten von Krieg bestand, dem  
Großherzog Leopold folgende Bitte über die Kartonerwerbungen  
kund: „Die untertänigst Unterzeichneten sind einstimmig der Ueber-  
zeugung, daß außer einer vollständigen Sammlung von Gipsabgüssen  
keine zweckmäßigere und schönere Anschaffung für  
die hiesige Galerie gemacht werden könnte, als eine Sammlung  
von solchen Kartons, welche die ersten, jetzt leben-  
den Maler, Cornelius, Veit, Overbeck, Schnorr,  
Heß usw. eigenhändig zu den von ihnen ausgeführten, berühmten  
Freskobildern gezeichnet haben.“

Diese Kartons geben eigentlich die Originali-  
tät und den Geist der Kunst unmittelbarer als die  
Bilder selbst. Sie gewähren daher dem echten Kunstkenner und  
Freunde den höchsten Genuß und sind zugleich die besten Vorbilder  
für den Unterricht. Es wäre namentlich für Karlsruhe, wo die  
Mittel nicht ausreichen dürften, die großen Räume des im Bau  
begriffenen Lokals mit Selbstbildern zu füllen, eine Kartonsammlung  
ganz besonders geeignet. Diese würde der hiesigen Galerie ein eigen-  
tümliches Relief geben und ließe sich mit 7000 fl. realisieren.“

Wir hören weiter, daß die Meister, an die man dachte, alles  
Namen von gutem Klang, mit ihren bedeutendsten Werken vertreten  
werden sollten. Die Vorschlagsliste nennt: von Peter von Cor-  
nelius — die sämtlichen Kartons des Götterjaars der Münchener  
Glyptothek, Werke, um die man uns heute beneiden würde, die aber  
nicht angeschafft wurden, ihr Kaufpreis wäre 2500 fl. gewesen.  
Dagegen erwarb man von dem bekannten Corneliuschüler, dem

Düsseldorfer S. M. Hef, die ausdrucksvolle Anbetung der Hirten und Könige, so wie zwei Prophetengruppen aus seinen Fresken zur Münchener Allerheiligenkapelle, und zwar für 660 fl. (Nest mit Höhenberger und Herrmann im Plafiskaal neu gehängt.)

Der dritte Vorschlag, der angenommen wurde, war die Erwerbung von Philipp Weits „Einführung des Christentums durch Bonifatius“ für 1000 fl.; die beiden Gestalten der Germania und Italia für zusammen 400 fl. Diese Kartons sind bekanntlich im Städelschen Institut in Frankfurt a. M. ausgeführt worden, sie hängen schon seit Jahren an bester Stelle unserer Kartongalerie.

Ein weiterer Vorschlag traf auf die großen Ariostfresken von Schnorr von Carolsfeld, die 1816 für die Villa Massimo in Rom ausgeführt wurden. Diese Ariostbilder wurden in zwei Etappen erworben. Zuerst erwarb man im Februar 1838 drei Zwickelbilder, sowie die zwei großen Haupttafeln der Bestürmung von Paris und Kaiser Karls Auszug. Dazu kamen zwei Kartons der Nibelungenbilder der Münchener Residenz, darunter der schöne, große Karton der Verlobung Siegfrieds mit Krimhilde. — Ich möchte die Frage nicht aufwerfen, wer ihn im Dunkel unseres Kartonganges eigentlich schon gesehen hat? Aus demselben Zyklus stammt auch der Karton „Hagen mit den Meerweibern“, der jetzt im Drangertegebäude seine Auferstehung von langjähriger Deponierung feiert. Für diese 7 Kartons wurden einschließlich des 12teiligen Schwindtschen Kinderfrieses, der jetzt auch wieder ganz gehängt wurde, 1500 fl. bezahlt.

Ich betone noch, daß diese Kinderfrieze die ersten Werke waren, die von Schwindt in unsere Galerie einzogen. Im Oktober 38 kamen die übrigen 7 Ariostkartons noch hinzu. Angelika und Medoro, die mit ihrer Liebe Roland rasend machen, Rüdigers Taufe mit der Zauberin Melissa, die in der Höhle des Merlin Rüdigers Braut ihre Ahnenreihe zeigt; der schwebende Michael, und die vier heidnischen Einzelhelden (letztere jetzt im Treppenhause neben den großen Tafeln). Der Preis für diesen Nachtrag belief sich auf nur 350 fl. Den Erwerb des Kartons von Siegfrieds und Krimhildens Abschied konnte ich noch nicht feststellen, doch muß er auch in diese Zeit fallen, denn das Bild befand sich als Unterstand schon 1838 in unserer Galerie. Von Overbeck, dem berühmten Führer des Nazarener Kreises, hatte man verschiedene Werke in Aussicht genommen. Zuerst sollten von ihm „Die Indulgenz des heiligen Franziskus“, und „Lafios befreites Jerusalem“ erworben werden. An deren Stelle trat 1841, direkt aus Rom eingeschickt, der große, heute verschollene Karton „Die Kunst im Dienste der Religion“, ein Bild, das in den alten Katalogen des Abdrucks der Originalbeschreibung des Künstlers gewürdigt wurde, und auf dem wir den ganzen abendländischen Künstlerkreis bis hinauf zu Rafael abgebildet finden. So seine Deponierung ihm nicht zu sehr geschadet, erhebt dies Werk vielleicht auch einmal wieder. Später, 1848, wurde außerdem noch Overbecks Karton der „Grablegung Christi“ erworben, für 1200 fl., ein Bild, das heute wieder neu gehängt ist.

Als vierter im Kreise der berühmten, romantischen Wandmaler wäre noch E. von Steinle zu nennen, von dem unsere Galerie im Feuerbachsaal das große Delbild der Heimjüngung besitzt und von dessen Kölner Domfresken ebenfalls drei Kartons mit schwebenden Engeln am 8. April 1847 für 350 fl. erworben wurden.

Auch die großen Kartons der Cornelius-Schüler R. H. Herrmann und Jakob Höhenberger, mit ihren Bildern zu den Wandgemälden der Bonner Universität, gehören in diese Reihe. Die Kartons stellen in starker Anlehnung an Rafaels Stenzen die vier Fakultäten dar, in großen, figurenreichen Bildern: die Medizin, die Rechtswissenschaft, die Theologie und die Philosophie (die drei ersteren mit dazu gehörigen Arabesken heute wieder gehängt). Diese Kartons gehören nicht zu den Frommelschen Vorschlägen, sie sind aus der Privatsammlung des Großherzogs Leopold unserem Museum zugewachsen.

Zu den Erwerbungsdaten ein Wort über die Bilder und ihren Wert. Frommel hatte sehr Recht in seinem Gutachten, diese Kartons geben mehr vom Künstler wie die Wandbilder selbst, denn es war eine Eigenschaft der Romantiker, daß sie bessere Zeichner und Erfinder als Techniker der Wandmalerei waren. So sind die Kartons als vollwertige Originalwerke anzusehen, sie verdienen auch bei Führungen mit Jugend viel mehr beachtet zu werden, und wissen uns mehr von deutscher Kunst zu sagen, als das immer viel zu sehr bewunderte, theatrale Diebische Heidelberg.

Denn die Romantiker waren dem Gedanken des monumentalen Wandbildes und seiner Forderung nach geistiger, symbolischer Gestaltung viel näher als die später in Kostümmalerei und Anekdotenhaftigkeit ausartende Historienmalerei, mit der diese Erstlingswerke unnötig zusammen verdammt werden. Der Großmeister der romantischen Monumentalkunst ist unzweifelhaft Cornelius, der Rheinländer, der dem frommen Nazarenerkreis in Rom bald den Rücken kehrte, um in München, Düsseldorf und Berlin zu wirken. Einst hochgefeiert, dann noch zu Lebzeiten fast begraben, steht er heute wieder in seinem hohen Idealismus als wuchtige und eindrucksvolle Persönlichkeit deutscher Kunst vor uns, der die Gaben hatte, zum Höchsten zu greifen. Wir denken an den Campesantokarton in der Berliner Nationalgalerie mit seiner Vision der apokalyptischen Reiter, oder an seine Faust- und Nibelungen-Darstellungen, wo deutsche Ausdruckskraft sich wieder Bahn brach.

Wie diese Romantiker auf steilem Pfade mutig einem neuen Ziel aufstrebten, die nationale Energie, die sie entfalteten, das bringt sie uns heute wieder nahe, wenn wir auch ihre Formensprache als solche nicht reiflos anerkennen können. Wir können

von ihnen gerade heute vieles lernen, als Vorbild und als Warnung zugleich: Vorbild im Ideellen, Warnung im Formalen, daß wir weiter gehen müssen, frei von Vorbildern zu eigener deutscher Gestaltung, daß deutscher Geist, mag er sich auch an italischer Form entzünden, daran nie ganz gesunden kann. Der Romantiker Streben ist Bruchstück geblieben, aber es läge an uns, es zu vollenden. Es wäre zu wünschen, daß wir über die milde Sanftmut von Veit und Overbeck, über die Edelmütigkeit von Cornelius mit gleicher visionärer Kraft und gleich heiligem Eifer zu einem arbeitsamen Stil kämen. Zu den großen Kompositionen von Schnorr ist schon gesagt worden, daß sie Entwürfe für die Villa Massimo in Rom waren, und neben den Malereien der Casa Bartholdi, zu den Erstlingen neudeutscher Monumentalkunst gehörten. Diese Fresken sind nicht nur ein kunsthistorisch bedeutendes, sehr ernst zu nehmendes Werk, ihr Stoff aus der Nibelungensage liegt trotz der italienischen Epenform nicht so fern ab vom deutschen Sagengut, wie es durch die fremdartigen Namen und Titel scheinen mag. Wir treffen hier neben Roland auf allbekannte Gestalten wie Karl den Großen, der unerfährlich von der Geschichtsschreibung Gunt und Gaf als großes Schicksal am Anjara unserer deutschen Geschichte steht.

Auch lohnt es sich, einmal einen Blick zu werfen auf die schöne Idealgestalt der Germania, die der sinnige Veit geschaffen. Unter der deutschen Eiche sitzend, hält diese Germania nicht allein das Schwert in der Hand, sondern sie blättert auch im Buche der Weisheit und Dichtung.

Wie groß ist doch der Kreis deutscher Kunst, wenn wir neben jenem Bonifatiusbilde, das den milden Sieg des Christentums zeigt, unter demselben heute Grünwalds schmerzadurchwühlten Kreuzifixus finden. Neben die romantischen Bilder, der Armut und Lieblichkeit, der Poesie und Sachheit, tritt heute das herbe und farbculeuchtende Mittelalter.

Wir wollen aber nie in den Fehler verfallen, das eine gegen das andere anzupfeifen, wir wollen uns freuen, daß diese Spannweiten der Innigkeit und der Ehrlichkeit deutschem Wesen zu eigen sind, nur wenn wir diese Widersprüche kennen und beachten, sind wir berufen, einmal die deutsche Synthese zu schaffen.

In diesem Sinne werden wir auch für diese milde und liebevolle Kunst der Romantik als einem unvergänglichen Teil unserer Art.

Doch die Kartons waren nur Auftakt und Nachspiel zu dem großen Werk der Erfüllung des Monumentalwillens, der in dem Wandbilde des Meisters Moritz von Schwindt sich ausdrückte, und dessen wir deshalb noch gedenken müssen. Den Auftrag erteilte Hübsch, die Idee des Bildes stammt wohl von dem sinnigen Frommel. Im Geiste jener auf's Große gehenden Zeit war diese Einweihung des Freiburger Münsters symbolisch gedacht, nicht als Historienbild im groß realistischen Sinne, sondern als Suldignung an das Fürstenhaus, dessen Ahnen dies hochragende Denkmal bodischer Baukunst in unserer Heimat erstellt hatten. Zwei weitere vaterländische Wandbilder sollten ursprünglich die Seitenwände des Vestibüls schmücken. Moritz von Schwindt ist einen anderen Weg zum Herzen seines Volkes gegangen, wie die frommen Nazarener. Einst malte er in Rom angefaßt der Sixtina und Rafaels sein deutsches Märchenbild von Ritter Kurts Brautfahrt, und das Märchen war für ihn der Heimweg zu seinem Volkstum, das ihm entgegenkam in der frühlichen Dinntheit der altdeutschen Malerei, zu der er mit Mut und Lust wieder griff. Dies Märchen erklärte ihm im deutschen Walde und in der altdeutschen Stadt, und so hat er Bilder geschaffen, die dem Volksliede gleich Armut und Sinnigkeit vereinen. Den Wandmaler von heute mögen die Preise interessieren, die man für dies große Werk zahlte; es waren insgesamt 8000 fl. Schon während der Arbeiten an den Kartons, die der Maler in Wien ausführte, erhielt er ratenweise Vorauszahlungen von je 600 fl., den Rest von 3400 fl. erhielt er im September 1842 ausbezahlt, nachdem er am 27. August — heute vor 91 Jahren — die Fertigstellung des Bildes gemeldet hatte. Für die beiden dem Fresko benachbarten, kleineren Bilder von Sabine Steinbach und dem Maler Waldung, der den Markgrafen konterzei, bekam Schwindt 1400 fl. Die Längtenbilder sind nicht von Schwindt, sondern von R. Gleichauf.

Ein neuer Auftrag bildete die Ausführung der dekorativen Frieze für die linken Erdgeschosse der Kunsthalle, wo früher die Antiken aufgestellt gefunden hatten. Die Themen dieser Frieze die unter Schwindt's Anleitung vor seinen beiden Schülern Reich und Geel 1843 und 1844 ausgeführt wurden, sind der griechischen Götterjagd und den antiken Wettkämpfen entnommen und absichtlich im Vasenstil gehalten. Bei ihrer Bezahlung kam es zu einer kleinen Entzweiung des Malers mit Hübsch, denn die hohe Baukommission entdeckte, daß anstatt 100 nur 78 Kompositionen entstanden waren, und die letzte Rate der 2000 fl., die dafür ausgesetzt waren, sollten dem Künstler entzogen werden. Diesmal erhielt aber der Künstler Recht. Die beiden Schülern bekamen obendrein je 300 fl. Bei all diesen Aufträgen gingen die Ausgaben für das Gerüst, Maurerarbeit, Heizung auf Kosten des Auftragstellers, das Uebrige zu Lasten des Malers. (Wir bemerken beiläufig, daß das Tafelbild von Ritter Kurts Brautfahrt am 12. 1. 1843 für 1800 fl. erworben wurde.)

Wer weiß heute noch, daß auch diese zierlichen Malereien, wie der ganze Dedenschmuck des jetzigen Kupferstichkabinetts auf Moritz von Schwindt zurückgehen?

Wie wir schon eingangs sagten, glauben wir aber, daß die Zeit gekommen ist, daß sich auch unsere Augen für diese dekorativen und monumentalen Werke der Romantik wieder öffnen; wenn diese Zeilen mit dazu beitragen, so ist ihr Sinn erfüllt.

## Wilhelm Zentner / Scheffel und Schloß Banz.

Des Dichters Sommeraufenthalt im Jahre 1859.

Zu Ostern 1859 hatte Scheffel, damals Bibliothekar an der fürstlichen Bücherei zu Donaueschingen, vom Fürsten von Fürstenberg einen einjährigen Urlaub erhalten, um zunächst auf diese Weise über den schier unerträglichen Zwiespalt zwischen „Geschäftsmann“ und „Poeten“ hinwegzukommen. Das dem Großherzog Karl Alexander von Weimar gegebene Versprechen eines großen Wartburgromans, „hegte“ den Dichter geradezu, aber das vor schnell ausgesprochene Wort sollte unter allen Umständen eingelöst werden.

Nach längerem Aufenthalt im Karlsruher Vaterhause und der Verzögerung, die der Krieg zwischen Oesterreich und Italien gebracht hatte, brach Meister Josephus endlich am 16. Juni 1859 zu einer großen Reise nach Oesterreich auf, die seine der engen Anlehnung an die Wirklichkeit bedürftige Phantasie durch die lebendige Anschauung der Gegenden und Stätten, wo der Held des geplanten Wartburgromans, Heinrich von Osterreich, gelebt und gewirkt hatte, entscheidend befruchten sollte. Regensburg, „hochhäuserig, winklig, mit schönen Umgebungen“, Passau, das außerordentlich fesselte, Meß und Wien bildeten die Hauptstationen dieser Fahrt, die jedoch den Reisenden infolge der in den Donauländern herrschenden gedrückten Stimmung, der unnützlich teuren Preise und des „Misstrauens gegen reisende Nichtösterreicher“ nicht recht beirriedigen wollte. Die ansanäs sehr gehobene Stimmung, der sich zu Beginn der Fahrt das erwartungsfrohe Gedicht „Bergapfel erlähnen, Waldwipfel erblihen“ entronnen hatte, sinkt zusehends, zumal Josephus auch inmitten „Thüringens friedlicher Berge“, in Reinhardtsbrunn, vergeblich nach dem ausschaut, wonach sein Herz Verlangen trägt. Berliner Sommergäste, die den herrlichen Naturpark als „ihren Kurort“ betrachten und „über Krieg und Frieden so furchtbar geschweigt schwagen“, verleiden den Aufenthalt. Nicht viel besser trifft man's in Friedrichroda, denn auch hier marshieren die Spreathener in der Kurliste gleich kolonnenweise auf und schrecken den landsahrenden, nach stiller Sammlung trachtenden Poeten davon.

Da Bernhard von Arnswald, der Befehlshaber der Wartburg, auf eine Anfrage mitteilt, der Großherzog mit dem gesamten Gefolge werde in den nächsten Tagen auf der Burg erwartet, Scheffel jedoch das Bedürfnis nach „absoluter Ruhe“ fühlt und außerdem „den Mangel salonsfähigen Erscheins“ fürchtet, ändert er seine Pläne und wendet sich dem „Land der Franken“ zu, um dort seine um Wolfram von Eschenbach freifenden Studien zu beenden. Sollte doch der Sängers des „Parzival“ im Romane als der übertragende Antipode des Osterreichers an beherrschende Stelle treten.

Am 11. Juli 1859 laugt der Dichter auf Schloß Banz an und gibt der Genußnahme Ausdruck, „einen ruhigen Bergapfel gefunden zu haben, der ihn in den nächsten Wochen gaisfreundlich beherbergen soll“. Das Schloß stand Josephus aus frühlicher Studentenzeit her in unvergessener Erinnerung. War er doch vor 14 Jahren, im Herbst 1845, auf einer großen Fußwanderung, die ihn von seiner badischen Heimat nach Jena und Berlin führte, hier gewesen, um sowohl durch die landschaftlichen Reize wie durch die naturhistorischen Sammlungen gleichermaßen angezogen zu werden.

Auf Banz winkte dem Dichter die ersehnte Stille, Waldeseinsamkeit und ein einfaches ländliches Leben, Dinge, die ihm zur Zusammenfassung des Geistes und zu schöpferischer Gestaltung unumgänglich nötig schienen. „Eine prächtige Wohnung von zwei Stuben in einem Korridor, der von niemand mitbewohnt wird, freundliche, einfache bayerische Wirtskente, frische Bergluft, weite Aussicht, gute Verpflegung“ laden den Wanderer zu Gaste. Er kann diesen Bedingungen nicht widerstehen und nimmt beim Gastwirt Johann Schoner Quartier, in der Erwartung, der Aufenthalt auf Schloß Banz möge seinem poetischen Schaffen ebenso erprießlich werden wie einst die Wochen auf Capri dem „Trompeter von Säckingen“ oder das Bergidyll auf dem Hohentwiel, dem „Eckehard“.

Ein Idyll wird es wirklich in fast völliger Weltabgeschiedenheit. Denn als eine von zu Hause erbetene Geldsendung von 110 Gulden eintrifft, muß Josephus den Schloßberg hinuntersteigen und über die Unersdorfer Brücke nach Staffelslein, um auf dem dortigen Postamt den Geldbrief abzuheben. Die Julihitze kocht, aber trotzdem wird zunächst des „Meister Conradus Donaulied“ in Angriff genommen, dessen späterer, in „Frau Aventure“ übernommener Anfang „Kosewind, Toiewind“, damals noch „Brausewind, Sausewind“ lautet. Erholung bietet sich dem Poeten im kühlen Felsenkeller des Schlosses, wo der Fremdling, von dem eigentlich niemand so recht weiß, was er treibt und will, mit dem Vorstverwalter, Rentamtschreiber und einem Kaplan die feierabendliche Tischrunde bildet.

Trotz der Hochsommerwärme zieht Meister Josephus fast täglich hinaus, in selbstvergessenem Hinträumen auf wüzigem Moos im Tannenschatten fliegen ihm Lieder wie der „Waldpsalm“ und andere Dichtungen der „Frau Aventure“ zu, so daß er nur selten abends heimkehrt, ohne eine poetische Waidmannsbeute im Sack zu tragen. Steils neu entzückt sich sein Auge an der Aussicht in das Maintal, und eine ergreifende Wirkung üben die Wallfahrtszüge, die „mit Kreuz und Fahnen und Bittgesang über unseren Berg nach Bierzebnheiligen ziehen“. „Mit dem Volk kann ich noch fromm sein“, gesteht Scheffel seinen Eltern bei dieser Gelesenheit, „in einer Stadtkirche kaum“.

Banz gefangen von diesem köstlichen Flecken Erde, vermag er sich nicht davon zu trennen. Schon schreibt man Mitte August, und die beabsichtigte Ueberriedlung auf die Wartburg wird auf September verschoben. Der Viederregen quillt weiter, aber mit der Prosa hapert es freilich. Auch kurze Unpäßlichkeiten hemmen wiederholt die Schaffenslust; einmal ist ein hoher Stodzahl der Ursäher des Nebels, ein andermal zeigt sich der Wechsel der Temperatur in einer leichten Halsentzündung an. Im übrigen ist der „Herr Professor“ in Banz und Umgebung völlig eingebürgert, man läßt ihn zu Scheibenschießen und Pfarrerabschieden, und niemand stört den einamen Spaziergänger, wenn er sinnend und dachtend seine stillen Bahnen wandelt. In jenen Tagen reist auch der Entschluß, nicht mehr in den Bibliotheksdienst nach Donaueschingen zurückzukehren. In einem Schreiben vom 30. August 1859 ersucht er den Fürsten, ihm das Versprechen, im Frühjahr 1860 auf seinen Posten heimzukehren, in Gnaden zurückzugeben und anderweitig über die Stelle zu verfügen.

September bricht an. In dessen ersten Tagen unternimmt Scheffel, nachdem er zuvor schon Bamberg einen Besuch abgestattet hatte, eine größere Exkursion in die fränkische Schweiz, die seine Erwartungen weit übertrifft und Erinnerungen an auf italienischem Boden erwonnene Eindrücke, an Orvieto und Civitella, weckt.

Ich kann mir nicht verlagern, die Schilderung, die Josephus seinen Eltern in einem Briefe vom 6. September gibt, hierher zu setzen: „In Forstheim jenseit Bamberg verließ ich die Eisenbahn. Bei Streitberg an der forellenreichen Wiesent fängt die wilde Landschaft an. Zerklüftetes Kalkgebirg mit abenteuerlich auswitterten Dolomitsfelsnadeln und Felsspitzen, enge Felswandtäler mit frischgrünem Gebirgswasser . . . viel mittelalterliche Erinnerung in wohlhaltenen oder wiederhergestellten Ritterburgen . . . dazu die vielen abenteuerlichen Tropfsteinhöhlen mit den merkwürdigen Anschwemmungen der Gebeine vorantflutlicher Tiere, Bären, Löwen usw. bilden in ihrem Zusammenreffen auf engem Raum eine Reihe eigentümlich schöner Landschaftsbilder. Die Burgen Streitberg und Reideck, die schroffe Felspitze Adlersstein mit dem Rundblick auf das weite, im Morgennebel klar sich herausarbeitende Hochland . . . Das Felsackelst und schwindelnd steil abfallende Steingetrümmer der sogenannten Kielenburg . . . das Tal von Rabeneck und Rabenstein . . . die tief ins Berginnere sich stredende Sophienhöhle, in deren Tropfsteinverkittung die Bärenschädel, Mammutknochen und Elentiergeweihe wie in einem Kirchhof übereinanderliegen . . . Pottenstein . . . Tücherfeld . . . Gühweinstein mit seinem hohen Schloß und herrlicher Rundschau auf dem Söller . . . Gallenreuth und die Gallenreuther Höhle . . . der einsam düstere Wachsenstein, von dessen ehemaligem, in der Veralkung versunkenen Schloß nur der eiserne Tor Schlüssel noch übrig . . . Traunmühl, die Heimat des alten Heckenreuthers Eppelen von Gailingen, der den Nürnberger Pfefferläden so viel Leid veruracht . . . sodann in den Tälern aufwärts Streitberg der Berg Guchüll, Schloß Greiffenstein, und der den romantischen Dorfsiedelmann mit seinem Spleen trefflich charakterisierende Sitz des jehian germanischen Museumdirektors von Aufsch. Dies waren die Hauptpunkte meiner an ermüdenden Marschen, guten Forellenimbissen und freundlichen Eindrücken reichen dreitägigen Bergfahrt.“

Wer in Scheffels Dichtungen einigermaßen Weisheit weiß, erkennt ohne Mühe in diesem Wandertagebuch die Vorstudien zum „Exodus cantorum“ aus der „Frau Aventure“. Dort fehlt selbst die Anspielung auf den „schriftgelehrten Rittermann“, Hans von und zu Aufsch, den Begründer des Germanischen Museums in Nürnberg, nicht. Muger dem erwähnten Gedicht entstand in und um Banz fast alles, was in der „Aventure“ Biterold und dem Boag von Tenneberg, den Bamberger Domchorknaben und dem Mönch von Bant in den Mund gelegt wird.

Der Dichter konnte von dem Ergebnis dieses „gänzlichen Naturlebens“ befriedigt sein. „Von einer geistigen Aufgabe beschäftigt“, versichert ein Brief, „könnte ich Jahr und Tag so fortleben.“ Eines bedrückte allerdings den gewissenhaften Scheffel trotz der inneren Befreiung, die der Aufenthalt auf dem fränkischen Schloße gebracht hatte, nämlich die Feststellung, daß neben den „lyrischen Abichweifungen“ die Prosaiteile des Wartburgromans nicht in gleicher Weise gefördert worden waren. Mitunter klinkt es schon wie eine Ahnung aus Briefen und Aufzeichnungen, daß dieser Roman, an dem sich des Dichters Schaffenskraft tatsächlich zermürbte, noch einmal zum tragischen Mittelpunkt seines ganzen späteren Lebens und Wirkens werden könnte.

Am 10. September schied der Burggast endlich von dem Orte, dem er eine Fülle von „Schönen Eindrücken und guten Gedanken“ zu danken hatte. Er vertauschte die Stille mit dem bewegten Hofleben auf der Wartburg, das sein künstlerisches Schaffen eher hemmen als befruchten sollte.

Die maßgebende Bedeutung des Sommers auf Schloß Banz für den Menschen wie den Dichter Scheffel ist bisher in den Biographien nicht mit dem Nachdruck gewürdigt worden, den sie billigerweise verdiente. Auch diese Studie erhebt keineswegs den Anspruch des Erschöpfenden, im Gegenteil, sie möchte lediglich ein Hinweis auf die ausführliche Betrachtung sein, die diesem Lebensabschnitt im Dasein des Dichters noch zu widmen wäre.

## Toni Rothmund / Wenn der alte Mensch zerstäubt / Novelle

III.

Es war schon Abend — da erschien das Maieli wieder vor ihrer Herrin.

„Sie bringen ihn, Frau zur Mühlen. Sie sind schon draußen, sie sollen sagen, ob es der ist, der vor Ihnen gespielt hat.“

Sie brachten ihn —

Eine irre Hoffnung schoß in ihr auf, daß er sich rechtfertigen könnte —

Aber es war ja unmöglich! Niemand konnte von außen die Haustür öffnen, am helllichten Tage einen Mantel stehlen und unbeschädigt davon gehen. Die einfache, nackte Tafsache stand fest. Der Mantel war dagewesen, als der Fremde hereingekommen war und er war verschwunden, nachdem er gegangen. Niemand anders war inzwischen im Hause gewesen.

Aber es gab auch Wunder —

Und sie ging hinaus in den Flur.

Da stand er zwischen zwei Polizeibeamten, und zum Ueberflusß war auch noch der Untersuchungsrichter, ein Doktor Schaler, selbst mitgekommen. Dies war etwas Ungewöhnliches, und er hatte es auch nur getan, weil er einer von denen war, die sich seit Jahren um die schöne Witwe bemühten, und nun mit Freuden die Gelegenheit ergriff, sich ihr nützlich zu erweisen. Der Anblick dieses Herrn, den sie gewohnt war, in Gesellschaften, im Theater, in Konzerten um sich zu sehen, rief Hanna die ganze, phantastische Ungeheuerlichkeit der Lage, in die sie sich gebracht hatte, scharf ins Bewußtsein. Wie bei Menschen, die ein innerlich falsches Leben führen, war die Sicherheit ihres Auftretens nur Schein. Sie richtete sich mit ihrem Urteil, ihren Taten nach der Gesellschaft, und in allem, was sie in der schidjalhaften, halben Stunde nun tat und sagte, war sie nicht frei, sondern spiegelte sich in dem Vertreter dieser Gesellschaft, dem nichtigen, unwertigen Doktor Schaler.

Doktor Schaler sagte, daß man in einem anderen Falle die Bestohlene einfach vorgeladen hätte, aber bei ihr mache man selbstverständlich eine Ausnahme. Darum sei er auch in einem gewöhnlichen Taxi vorgefahren, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Dann stellte er, mit vielen Entschuldigungen, ein regelrechtes Verhör mit ihr an, und der Wachtmeister schrieb jedes ihrer Worte auf.

Wann sie zum letztenmal den Pelzmantel getragen habe?

Am vergangenen Abend, als sie in das Theater gefahren sei.

Wo sie ihn dann hingehängt habe?

Auf den Halter der Flurgarderobe.

Der Wachtmeister ging hin und beaugenscheinigte den Halter der Flurgarderobe. Der Mantel hing nicht mehr daran.

Ob sie bestimmt wisse, daß der Mantel am Morgen, ehe der Bettler eingetreten sei, noch da gehangen habe?

Ja, das könne sie beschwören.

Darauf wurde die Haustür besichtigt. Es war eine der schweren, eichenen Türen, die noch dem Mittelalter entstammten und es schien allerdings unmöglich, daß jemand hier ohne Schlüssel hätte eindringen können.

Darauf wurde das Maieli vernommen, und dies Verhör gestaltete sich dramatisch, denn es war des Maieli große Stunde, in der es sein losfortiges Mißtrauen, seine scharfe Menschenkenntnis und seine umsichtige Handlungsweise ebensowohl beleuchtete, als auch seinem Abscheu vor der Schlechtigkeit und dem Undanf des deutschen Bettlers wortreichen Ausdruck gab.

Während dieser Zeit betrachtete Hanna, immer mit den Augen des Doktors, den Gefangenen und sie wunderte sich über sich selbst. War sie denn irrsinnig gewesen? Wie hatte sie diesen Menschen schön finden können? Wie war es möglich — mein Gott, mein Gott, wie war es möglich, daß sie ihn geküßt und in seinen Armen gelegen hatte? Sie begriff sich selbst nicht mehr.

Nicht ihren Kausch, nicht die Kühnheit, mit der sie letzte Schranken durchbrochen hatte.

Was sie aber am allerwenigsten begriff, das war der Haß, den sie in diesem Augenblick gegen ihn fühlte.

Sie haßte ihn, weil er sie ihrer Unantastbarkeit entriß. Sie haßte ihn, weil er sich zum Herrn über sie aufgeworfen hatte. Und am allermeisten haßte sie ihn — weil sie ihn immer noch liebte —

Wer war sie eigentlich?

Wenn das in ihr, dies Wilde, Ungeordnete, das sie willenlos einem Bettler an die Brust warf, einem Unbekannten, ohne Namen, ohne Heimat — wenn das ihre Seele war, dann durfte diese Seele nicht in Freiheit leben. Dann mußte sie an die Kette gelegt werden in einem siebenfach verschlossenen Verließ —

Jetzt richtete der Beamte das Wort an den Verhafteten.

Er forderte ihn auf, endlich ein Geständnis abzulegen. Die Tür sei von außen nicht zu öffnen. Niemand als er sei in der fraglichen Zeit im Hause gewesen. Er solle nun nicht mehr leugnen, da er doch so gut wie überführt sei. Er solle sagen, wo er den Mantel hingebracht habe, im „Wiederbringungsfall“ werde dann seine Strafe leicht ausfallen —

Zum erstenmal sprach der Angeklagte.

Alle schwiegen und schauten ihn an.

Sonderbar einsam klang seine Stimme durch den Raum. Ob Frau zur Mühlen — so fragte er — selber glaube, daß er ihr den Mantel genommen habe?

Nein — nein — nein — wollte Hanna schreien — aber da stand der Richter, der Wachtmeister, der Schuhmann, das Maieli und starrten sie an. Und nicht sie — etwas Fremdes, Grausames in ihr antwortete, sie wisse es nicht. Der Mantel sei dagewesen, ehe er gekommen sei — und er sei verschwunden, nachdem er gegangen sei. Wenn er beweisen könne, daß er ihn nicht genommen habe, so sei niemand froher als sie.

Da sah er sie an und sagte: „Beweise kann ich nicht bringen — und der Schein ist gegen mich. Ich habe aber geglaubt, daß Frau zur Mühlen mir auch ohne Beweise glauben müßte.“

„Das ist nun freilich — angesichts solcher Indizien, ein wenig viel verlangt“, spöttelte der Richter. „Sedenfalls werden wir dich einstweilen in Arrest behalten, bis die Sache geklärt ist.“

Hastig sagte Hanna: „Doktor, lassen Sie ihn frei. Mir liegt nichts an seiner Bestrafung. Und den Mantel, selbst wenn er sich wieder fände, den trüge ich nie und nimmermehr.“

„Der Beamte verneigte sich vor so viel Hochsinn. Aber dies könne den Kerl nicht vor Strafe retten. Man werde ihm den Prozeß machen und ihn einsperren. Und wenn er seine Strafe abgehüßt habe, werde man ihn per Schub über die Grenze bringen. Die Schwaben sollten ihre Spitzbuben nur selber behalten — und jetzt bitte er die Frau zur Mühlen um Verzeihung für die Störung —

Der Doktor Schaler verneigte sich abschiednehmend und reichte ihr die Hand. Die Schuhmänner nahmen den Gefangenen in die Mitte und sagten: „Also, vorwärts —“, da wandte er sich noch einmal um und sah sie an — und ein schwer zu deutendes Lächeln geisterte über sein Gesicht.

\*

Als die Männer die Diele verlassen hatten, wandte sich Hanna zu der alten Magd.

„Dies alles ist dein Werk. Das verzeihe ich dir nicht. Richte deine Sachen zusammen und gehe. Ich mag dich nicht mehr im Hause behalten.“

Laufschreitend stürzte sich die Magd zu Füßen nieder, erinnerte sie an so viele Jahre treu geleisteter Dienste, und daß sie es nicht verdiene, wegen einer so kleinen Verfehlung aus dem Hause gewiesen zu werden.

Hanna zuckte die Achseln.

„Für deine Dienste wirst du bezahlt werden, Not sollst du nicht leiden. Ich habe aber das Recht, dich zu entlassen, und ich mache von diesem Recht Gebrauch. Ich kann dich einfach nicht mehr ertragen. Und darum ist jedes weitere Wort von dir unnötig.“

Die Alte hob ihr Gesicht und schaute Hanna an, und was sie sah, machte sie frieren. Die Frau da hatte ja kein Herz.

„Steh auf“, sagte Hanna angeekelt. „Hier ist kein Theater. Geh. Du bist mir lästig.“

Da erhob sich die alte Magd schwerfällig und schob sich zur Tür hinaus. Draußen sah sie stundenlang in der Diele und weinte trostlos vor sich hin. Sie erkannte ihre Schuld, sie sah sie ein. Aber sie begriff nicht, warum sie so hart dafür gestraft werden sollte. Sie wartete auf Ruth, Ruth hatte ein Herz. Ruth würde ihr helfen.

Hanna begab sich wieder in das Musikzimmer, legte sich auf den Divan, kreuzte die Hände unter dem Nacken und sah tränenlos vor sich hin.

Also, das war nun auch vorbei.

Sie litt nicht mehr.

Sie freute sich nicht mehr.

Sie dachte kaum, lag nur und atmete.

So würde von nun an ihr Leben verfließen.

Nie mehr würde sie so entschuldigend leiden müssen wie heute.

Aber auch nie mehr eine so atemraubende Seligkeit empfinden wie heute.

Essen, trinken, sich kleiden — und schlafen gehen. So war das nun in Zukunft.

Ihre Seele sagte dazu nicht ja und nicht nein.

Vielleicht war sie in ihr gestorben.

\*

Es war schon völlig dunkel, da wurde die Tür jäh aufgerissen, das Licht wurde angeknüpft — Ruth stand auf der Schwelle.

Hanna sprang auf und starrte die Tochter an, als sähe sie etwas Furchtbares. Als stünde vor ihr der Engel des Gerichts.

Und es war auch etwas Furchtbares, was sie sah — Ruth trug den Pelzmantel.

Sie schritt auf die Mutter zu, die da stand wie ein Steinbild und rüttelte sie am Arm.

„Am Gotteswillen, Mutter, was geht hier vor? Ist es wahr, was das Maieli sagt, daß du sie auf die Straße geworfen hast, weil sie vorzeitig an die Polizei telephonierte? Wegen diesem unglückseligen Pelzmantel?“

Zweimal öffnete Hanna den Mund, ehe sie die Worte herausbrachte: „Wie kommst du zu dem Pelzmantel?“